

Die Rache des Boulevard

Die Berliner Schaubühne vergeißt die Komödie „Room Service“

Kurt Krömer lächelt stolz ins Publikum. Es ist ein Lächeln der abgefeimten Sorte. Es signalisiert: selber schuld, wenn du drauf reinfällst. Krömer spielt an der Berliner Schaubühne den abgebrannten Theaterproduzenten Gordon Miller in „Room Service“, einer Broadway-Komödie aus den dreißiger Jahren. Er hat allen Grund, breit und schmutzig zu grinsen. Denn hinter ihm findet auf der Bühne statt, was Schaubühnen-Chef Thomas Ostermeier, der Regisseur des Abends, für lustig hält. In dieser Szene darf man dabei zusehen, wie ein Hotelkellner, der in Wirklichkeit ein durchgedrehter russischer Schauspieler ist, aber hier leider nur vom Schaubühnen-Langweiler Felix Römer gespielt wird, einen schwulen Broadway-Regisseur (den Robert Beyer als Tuntentwitz denunziert) von hinten besteigt.

Weil wir in einer Komödie sind, hängen die beiden dabei dekorativ über einer Sofalehne. Später wird der tüchtige Regisseur sagen, er hätte sich für das Theater „den Arsch aufgerissen“. Damit ist Ostermeiers Theater wieder mal in der Anal- und Banalphase angekommen. In seinem eher dumpfen Humorverständnis offenbart es eine Spießigkeit der trostlosen Sorte. So funktioniert der ganze Abend: Was komisch sein soll, ist meistens nur peinlich, wird dafür aber endlos ausgewalzt. Munter bespricht man einander mit Wasser und Exkrementen oder zerdrückt auch mal ein Ei auf dem Kopf eines Mitspielers; was man halt so macht, wenn sich der Abend hinzieht und man irgendwie witzig sein und angestrengt die eigene Enthemmtheit demonstrieren will. Verglichen mit diesem gänzlich eleganzfreien, in keiner Sekunde von Übermut gefährdeten Klamotten-Theater im Schrank versteckter oder gegen Wände laufender Darstellungsbeamer ist ein Humor-Rentner wie Dieter Hallervorden ein wagemutiger Anarcho.

Das liegt nicht am Stück der Broadway-Routiniers John Murray und Allen Boretz. Der Plot um den Hochstapler-Produzenten Gordon Miller und seine bankrotte Schauspieltruppe hat Tempo, Witz, schlagfertige Screwball-Dialoge und jede Menge Situationskomik. Die Marx Brothers haben daraus einen Film



Kurt Krömer als Gordon Miller besitzt wenigstens Charme. Foto: ddp

gemacht, der alles hat, was dem Abend in der Schaubühne fehlt, Genie und Aberwitz zum Beispiel. Dass die Aufführung derart gründlich in die Hose geht, liegt an der Regie, die dem Stück jede Leichtigkeit austreibt und sich mit pubertären Scherzen blamiert. Das Ensemble ist grauenvoll, es verwechselt Komik mit dröhnendem Knallchargentum.

Und Kurt Krömer? Der Mann, der sonst als Standup-Comedian der Welt die herbe Schönheit von Berlin-Neukölln näherbringt („Alte Kackbratze!“), hat sein schmierigstes Grinsen aufgezo-gen. Er wuselt über die Bühne, wie ein Komiker, um jeden Lacher kämpft wie um sein Leben. Er gibt den hinterhältigen Bühnendiktator, der die Musiker anschaut („Hör auf, so blöd zu grinsen, Arschloch“). Er ist jederzeit bereit, jeden potentiellen Geldgeber und erst recht jeden Gläubiger auszutricksen und sich selbst zum Affen zu machen.

Lustigerweise wird er dabei nicht zur Witzfigur, sondern zum Charakter und tragischen Fall. Krömer ist der Einzige auf der Bühne, der Charme besitzt, sich nicht blamiert und an zwei, drei Stellen echte Lacher bekommt. Ein bisschen wenig für einen dreistündigen Abend, den ein kommerzieller Veranstalter wie die Bar jeder Vernunft vermutlich entschieden kurzweiliger hingelegt hätte.

PETER LAUDENBACH

SZ Wochenende

bringt morgen:

Traurig

Das Kabarett der 80er Jahre war leider nur untot. Heute ist es lauter denn je. Über den deutschen Humor im Jahre 2007. Von Hilmar Klute

Lustig

Viefältig bekloppt: Ein Überblick über die Eigenarten im europäischen Fußball und die besonderen Sitten seiner Fans. Von Ronald Reng

Frech

Sängerin Vanessa Paradis im großen Interview: „Sie reden wie einer dieser total erschöpften, überforderten Jungväter!“ Von Dirk Peitz



Schönheit ist zerbrechlich, und Tokelau ist wunderschön. Wenn das Niveau der Ozeane weiter ansteigt, könnte die Inselgruppe eines Tages versinken. Fotos: Petz

Hip-Hop im Paradies

Das Pazifikatoll Tokelau könnte ein eigener Staat werden, aber es will nicht: Besichtigung einer Kultur im Umbruch

Ab und zu ein paar fliegende Fische, ein Schiff am Horizont, ansonsten nichts als Himmel und Wasser. Der Süd-Pazifik ist ein guter Ort, um existentialistische Fragen zu klären oder die Leidensfähigkeit seines Magens zu testen. Selbst liegend spürt man die Kraft des Ozeans, schwappt wie ein Stück Treibholz von Wellengipfel zu Wellental, aufwärts, abwärts, aufwärts, abwärts. Jeder Gedanke an Selbstbestimmung erlischt. „Seien Sie froh, dass es keinen Sturm gab“, meint ein Passagier. „Sonst wären sie durch die Hölle gegangen.“ In der Ferne liegt das Ziel der Reise: Tokelau. Amtssprachen: Tokelauisch, Englisch. Ein Mini-Land ohne Hauptstadt und Flughafen, aber mit vier Autos.

Die Palmenhaine von Fakaofu, einem der drei Atolle von Tokelau, schwimmen wie Grasbüschel in einer riesigen Badewanne. Das Wasser funkelt smaragdgrün, ultramarinblau, türkis. Aber Schönheit ist zerbrechlich. Und dieser Ort ist so zerbrechlich wie ein Porzellan-Reh. Die mächtigen Wellen, die die Winde, das ansteigende Niveau der Ozeane – Tokelau könnte viele Gefahren.

30 zähe Stunden hat die Fahrt auf der tatrigen „Lady Naomi“ gedauert, einst eine japanische Hafenfähre, von der Samoanischen Hauptstadt Apia zu einem der abgeschiedensten Länder der Welt. Am Bord: Zwei blaue Wahlurnen, eine Handvoll Journalisten, Vertreter der neuseeländischen Regierung, die Tokelau als Kolonialmacht seit 81 Jahren verwaltet. Außerdem Abgesandte des UN-Komitees für Dekolonialisierung, Tokelau soll darüber abstimmen, ob es künftig seine Geschicke selber regeln will, weitgehend ohne Neuseeland. Im Fachjargon der Völkerrechtler heißt der angestrebte Status Quo „Selbstverwaltung in freier Assoziation mit Neuseeland.“ Es wäre die Illusion von Freiheit: Tokelaus Einnahmen bestehen aus dem Verkauf von Briefmarken und gepressten Aluminium-Dosen – und neuseeländischen Hilfszahlungen. „Unabhängig werden wir nie werden. Das wäre absurd. Wir haben ja kein Öl oder Gold“, sagt Zak Patelesio, Sieger bei den diesjährigen Südpazifik-Spielen im Lawn-Bowling. „Aber nur wenn wir ein Staat sind, wird die Welt uns wahrnehmen. Nur so können wir unsere Kultur und Identität stärken.“ Der Wind rauscht so stark, dass man die gewichtigen Worte kaum verstehen kann.

„Spartaner“ wie in Hollywood

Tokelau, das sind drei Flecken im blauen Nichts des Süd-Pazifiks südlich des Äquators: die Korallen-Atolle Fakaofu, Fukuonuu und Atafu, die wiederum aus 156 Inselchen bestehen. 1400 Menschen drängen sich auf rund 12 Quadratkilometern. Mehr als 20 000 Tokelauer dagegen leben in der ganzen Welt verstreut. Begrenzung bestimmt hier die Welt. Es ist so eng hier, dass nicht mal Platz für Hunde und Katzen ist, dafür gibt es Schweine, die sogar schwimmen können und Fische jagen. Ansonsten mangelt es auf Tokelau an allem. Nur Fische und Kokosnüsse gibt es in Hülle und Fülle. Die Kargheit hat ihre Reize. Weder Verkehrsschilder noch Werbetafeln säumen die heißen Korallenkies-Wege, Handys oder Jogger sieht man nirgends. Tatsächlich könnte man meinen, die Welt sei hier noch ein besserer Ort, ein „Palataiho“, ein Paradies, wie die Tokelauer ihre Heimat nennen.

„Ich vermisse nichts“, sagt Danny, ein junger Mann aus Atafu. „Geld brauche ich nicht. Außer für Bier und Zigaretten.“ Ob es hier nicht schon mal langweilig war? „Nur an Sonntagen. Da darf man gar nichts tun – außer essen und beten.“ Die jungen Männer der Insel nennen sich „Spartaner“, erzählt er, weil ihnen der Hollywood-Film „300“ so gefallen hat. Die westliche Welt hat Tokelau längst entdeckt. In der Mitte Atafus steht

ein nach allen Seiten offenes Haus, ein Fale, das zwar keine Privatsphäre, aber Schutz vor der Hitze der Tropen bietet. Nachts beleuchtet die Mattscheibe des Fernsehers die Dorfmitte. Wenn man durch die wenigen Straßen mit den neuen Laternen spaziert, zeigen einem die vielen Kinder Finger-Zeichen wie aus Hip-Hop-Videos. Und auf manchen abgebrockten Gebäuden stehen Graffiti wie in Moskau oder New York. „Die Handzeichen und das Graffiti gibt es erst seit einem Jahr. Das Leben hier hat sich in den vergangenen Jahren dramatisch verändert“, erzählt Bill Chadderton, ein pensionierter Lehrer aus Neuseeland. „Die Menschen haben fast alles, was sie zum Leben brauchen. Die Fähre kommt alle zwei Wochen. Die Häuser sind solide gebaut, mit Kühlschränken und Fernseher ausgestattet. Für Wasser ist gesorgt und Strom gibt es mittlerweile 24 Stunden am Tag. Deswegen verlassen immer weniger die Inseln. Zudem haben Fernsehen und Internet die Menschen im Sturm erobert.“ Welche Auswirkungen alles dies auf die fragile Inselkultur habe, sei noch gar nicht abzusehen.

Noch beschränken sich Verbrechen auf Diebstahl, häusliche Gewalt und illegale Müll-Entsorgung. Tradition und Religion (Katholizismus und Congregational Christian Church von Samoa) halten Tokelau mit einer eisernen Klammer zusammen. Doch das urkommunistische Gemeinschaftssystem Tokelaus, Inati ge-



An tragbaren Wahlurnen (l.) entscheiden die Menschen über die Unabhängigkeit von Neuseeland. Viele sehen die Identität des Inselstaates bedroht.

nannt, wird sich unter dem Einfluss der verspäteten Moderne beweisen müssen.

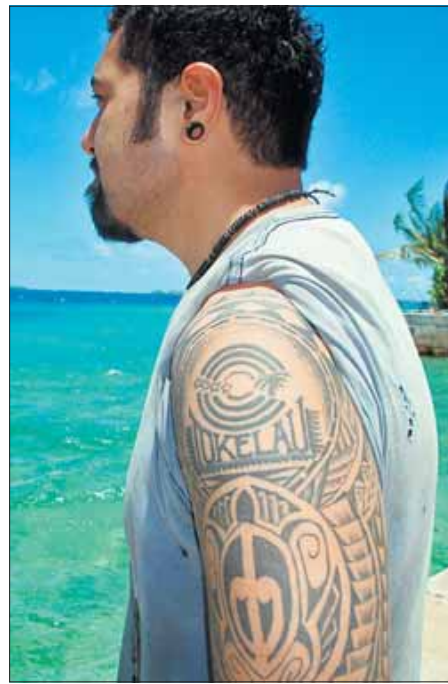
Das Inati-System ist das Resultat des über tausendjährigen Lebens auf begrenztem Raum. Bis heute garantierte es Stabilität und Schutz vor den Widrigkeiten des isolierten Insellebens. Unter der Führung der Dorftälsten (Faipulenga), des Atoll-Bürgermeisters (Pulenuku), und Atoll-Chefs (Faipule) genannt, regelt das Inati, dass alle Familien Arbeit und genug zu essen haben. Die Ältesten bestimmen, wann die Männer zum gemeinsamen Fischen gehen, wann Cricket gespielt oder wann das Dorf gesäubert wird. Zudem sind sie die höchste Moralinstanz. Als ein Mädchen einen Jungen auf der nächtlichen Hauptstraße in Atafu auffordert, ihr zu folgen, tönt eine laute Stimme aus der Hitze der Nacht. „Geh nach Hause, Junge. Aber schnell.“ Drei alte Männer hatten das Pärchen beobachtet. Der Junge tritt mit gesenktem Kopf den Heimweg an.

Mit den Maßstäben der westlichen Welt lässt sich diese Gesellschaft mit ihrem unbedingten Gemeinschaftssinn, ihrem patriarchalischen und rudimentär-demokratischen Kern kaum begreifen.

Und längst stehen die winzigen Inseln vor stürmischen Zeiten, auch durch die Rückkehrer. Während die Referendum-Roadshow, begleitet von Tänzen, Reden und Predigten, von einem Atoll zum nächsten zieht, fordern Frauen und Jugendliche in Gesprächen mehr Mitsprache und mehr Möglichkeiten eines individuellen Lebens.

Zur Rushhour zwei Fahrräder

Fakaofu ist so heiß und feucht wie eine finnische Sauna. Dennoch ist Rushhour im Zentrum. Zwei Fahrräder und drei Passanten kreuzen den Weg. Um neun Uhr hatte die Wahl begonnen. Die Wähler kommen, lassen sich unter den Augen einiger UN-Beobachter registrieren und machen dann ihr Kreuzchen auf dem Stimmzettel. Tauaita Gaulofa hat für die gemäßigte Unabhängigkeit gestimmt. „Weil wir nach vorne schauen müssen, um zu überleben.“ Er gestaltet das tägliche Radioprogramm auf Fakaofu, mit Nachrichten aus dem Dorf, dem Ältestenrat, der Wetter-Vorhersage und Quizfragen für die Kinder. „Ich war nicht der Cleverste in der Schule. Die Cleveren haben ein Stipendium bekommen und sind weggegangen. Das ist ein großes Problem. Ich will wirklich etwas für Tokelau tun, damit wir hier leben können.“ Wahrscheinlich würde es ihm gefallen, wenn er als Journalist seine Meinung deutlicher zum Ausdruck bringen könn-



te. Aber das sagt er nicht. „Die Gemeinschaft ist wichtig. Sie hält uns am Leben.“

So zerrissen wie Gaulofa fühlen sich viele. „Wir teilen alles. Ich brauche kein Geld. Das ist meine Kultur. Ich verstehe aber, dass wir uns verändern müssen“, sagt Beha Maiaiva, ein junger Mann von Nukunonu, während er mit den Armen rudert wie ein Showmaster – ein Kontrast zum sonstigen Inselleben in Dauerzeitlupe. „Aber das muss man gut durchdenken. Tourismus wäre eine Möglichkeit. Aber auch das würde unsere Natur und unsere Lebensweise beeinflussen.“

Und dann ist da ja noch der Klimawandel. Das kleine Paradies droht, in den blauen Fluten zu versinken. „Bis hierhin hat das Wasser gestanden, als uns der Zyklon Percy 2005 erwischt hat“, sagt Beha und hält seine Hand auf Hüfthöhe. Dann zeigt er auf den Strand. „Dort haben mal Häuser gestanden. Wir haben in den vergangenen Jahrzehnten auf Nukunonu an manchen Stellen bis zu fünf Meter Land verloren.“ Vielleicht wird Tokelau in diesen Tagen als Staat geboren, vielleicht geht es in ein paar Jahren aber auch schon wieder unter.

Dennoch träumen vor allem die politischen Führer von der kleinen Freiheit. Kuresa Nasau ist Faipule von Atafu und der derzeitige Ulu Tokelaus, der oberste Repräsentant des Landes – ein Posten, der jährlich unter den drei Inselchefs rotiert. „Hier geht alles sehr langsam. Es gibt immer ein Morgen. Früher hat mich das wahnsinnig gemacht. Aber du kannst nicht nur dagegen anrennen. Man muss sehr behutsam mit den Traditionen umgehen.“ In der tokelauschen Gemeinschaft von Hawaii aufgewachsen, kam Nasau 1983 als 41-Jähriger nach Atafu. „Ich wollte nicht lange bleiben, aber der wahnsinnige Bootstrip hielt mich davon ab, die Insel zu verlassen. Und früher war es hier ganz anders. Es gab kaum Strom, kein fließendes Wasser. Das war hart.“

Auf der Anreise hat Nasau auf der „Lady Naomi“ eine Zustimmung um die 80 Prozent beschworen. Das Referendum begreift er auch als Konsequenz aus seiner Biografie. „Es muss einfach klappen“, sagte er noch vor Bekanntgabe des Ergebnisses mit bestimmter Stimme. Es klappte nicht. 64,4 Prozent der Tokelauer sprachen sich zwar für den großen Schritt aus, aber 66 Prozent der Stimmen wären nötig gewesen. Bereits im Februar 2006 hatte es eine Abstimmung gegeben, die ebenfalls gescheitert war. Die Abschiedsparty, die eigentlich einen neuen Stern am Firmament der Mikro-Staaten feiern sollte, wurde zum Trauerspiel. In der Fono-Versammlung, Tokelaus Parlament, beschwor Nasau Optimismus: „Das Ergebnis hat uns überrascht. Aber die Menschen haben gesprochen. Das müssen wir akzeptieren. Es wird eine neue Chance geben.“

Malen für Kunden in Übersee

Noch immer betrachten viele den Modernisierungswillen der Faipules skeptisch. Paumanu Kirifi empfängt in der Mitte seines Hauses, das aus einem einzigen Raum besteht, der Wohn- und Schlafzimmer, Küche und Kinderzimmer zugleich ist. Kirifi ist ein Riese mit einem zuckersternen Lächeln und Pizzateller-großen Händen. Er ist der bekannteste und vielleicht einzige Maler Tokelaus, zudem der Bäcker in Atafu. „Meine Arbeit als Bäcker mache ich gern, aber sie lässt mir kaum Zeit zum Malen. Ich schaffe vielleicht ein bis zwei Bilder im Jahr. Immerhin kann ich die Werke in Übersee verkaufen.“ Und wie reagieren seine Landsleute auf seine Arbeit? „Individualität zählt bei uns nicht viel, nur die Gemeinschaft. Ich akzeptiere das, weil es mir wichtig ist. Diejenigen, denen das nicht passt, können ja gehen.“

Von der angestrebten „Selbstverwaltung“ hält er nicht viel: „Wir sind viel zu klein. Wir brauchen mindestens 2000 Menschen, um all die Stellen, die eine Unabhängigkeit fordert, mit kompetenten Menschen besetzen zu können.“ Dieses Argument hört man häufig. Andere wiederum fürchten politische Krisen wie in den Nachbarländern Papua Neuguinea, Fidschi, Vanuatu oder Tonga nach der Unabhängigkeit. Der Pazifik mag ein Paradies für das Auge sein, ein politisches Paradies ist er nicht.

Vor der Abreise bekundet der Ulu Nasau unter den surrenden Ventilatoren und der Beobachtung von vielen dunklen Sonnenbrillen, dass die Regierung hart arbeiten sollte, „für eine lebendige Zukunft“. Irgendwo wird ein Schwein geschlachtet und quiekt in Todesangst. Ein Hahn kräht. Die Hitze hat das Leben zum Erliegen gebracht. Männer ruhen im Schatten. Das Schiff entfernt sich Stunde um Stunde von dem winzigen Stern Tokelau im riesigen polynesischen Universum. Erst sieht man die Dünnung, die Palmen, dann nur noch einen Flecken Grün. Schließlich bleiben nur das Wasser, der Himmel und das Schaukeln der Wellen. SCHAUKELN DER WELLEN. WOLFGANG SCHREIBER

NACHRICHTEN

Der Historiker **Heinrich August Winkler** hat dem Schriftsteller **Martin Mosebach** „Geschichtsklitterung“ vorgeworfen. Mosebach hatte in seiner Dankesrede zum Büchnerpreis den Revolutionär **Antoine de Saint-Just** mit dem Reichsführer **SS Heinrich Himmler** verglichen. „Die biologische Vernichtung von Menschen um der bloßen Tatsache willen, dass sie einer anderen Rasse angehören, das ist etwas anderes als wechselseitige Grausamkeiten in einem Bürgerkrieg“, sagte Winkler im Deutschlandradio. In Wahrheit wolle Mosebach zeigen, dass die **Aufklärung und die Französische Revolution einen Irrweg** markierten, die Zeit davor aber eine „gute Zeit“ gewesen sei. Das sei „reaktionär“.

Nach dem Scheitern der Tarifverhandlungen für die **Autoren Hollywoods** rückt ein **Streik** näher. Die Drehbuchschreiber wollten am Donnerstagabend (Ortszeit) über Maßnahmen entscheiden, nachdem ihre Verträge am Mittwoch um Mitternacht ausgelaufen waren. Es wäre die erste große Arbeitsniederlegung seit 1988, als die Autoren 22 Wochen streikten. Der Schaden für die Filmindustrie betrug damals **500 Millionen Dollar**.

Auf der **Suche** nach einem **Opernintendanten in Köln** soll jetzt Kulturdezernent **Georg Quander** einen Kandidaten finden. Das teilte Oberbürgermeister **Fritz Schramma** nach Auseinandersetzungen um die Besetzung des Postens (SZ vom 12. Oktober) bei einer Pressekonferenz mit. Zuvor war der Intendant der Philharmonie, **Louwrens Langevoort**, als Nachfolger des vorzeitig scheidenden **Christoph Dammann** genannt worden. Ein Sprecher der Stadt sagte, Schramma schätze **Langevoort**, lehne diese Lösung aber ab.

Das Kunstmuseum der Universität **Princeton** will acht **illegal erworbene Kunstwerke an Italien** zurückgeben. Wie *Il Messaggero* berichtete, unterzeichneten Italiens Kulturminister **Francesco Rutelli** und Museumsdirektorin **Susan Taylor** eine entsprechende Vereinbarung. Das Museum hatte von 1989 bis 1995 **Objekte aus Raubgrabungen** gekauft.

Der **Gerstenberg Verlag** in Hildesheim bekommt eine neue Leitung: **Daniela Filt-haut**, zur Zeit bei Coppenrath in Münster und vorher Programmleiterin im Patmos Verlag, tritt nach dem Abschied von **Edmund Jacoby** dessen Nachfolge an. SZ

Schleppend im Gemüt

Ein Münchner Scala-Konzert zeigt den Stand der Klassik in Italien

Mal klingen die Instrumentengruppen der Scala-Philharmoniker nicht organisch aufeinander abgestimmt, mal wirkt eine Tempomodifikation unnatürlich, wie zugesetzter Gefühls- und Geschmacksverstärker. Und manchmal wird der Wertschmerzton, wie er die erste Symphonie des jungen **Gustav Mahler** durchzieht, als „schleppende“ Gemütsregung erkennbar. In Mendelssohns „Italienischer“ Symphonie mutet der Saltarello fast behäbig an, kaum turbulent, wirbelnd. **Daniele Gatti** behandelt das Ensemble der Scala-Philharmoniker als Maestro der ruhigen Hand, der sich aber in Steigerungphasen jäh zu Energieschüben hinreißen lässt.

Das Münchner Gastspiel des Mailänder Orchesters hat einen Grund mit zwei Namen: **UniCredit Group**, **HypoVereinsbank**. Es versammelt sich die Mailänder und die Münchner Finanz- und Wirtschaftswelt unter der Schirmherrschaft von Italiens Staatspräsident im Münchner Prinzregententheater, um mit Reden, Musik und einem **Flying Dinner** Entspannung durch Kultur zu üben. Erst im vergangenen Jahr war **La Filarmonica della Scala** in Berlin gewesen.

Nun stellen sich zu solcher Musikoffensive aus Italien gemischte Gedanken ein. Denn auch wenn die Scala-Philharmoniker anerkannt sind und „zur musikalischen Spitzenklasse unserer Zeit“ gehören, wie die Bankenchefs im gemeinsamen Grußwort sagen, ist es doch Tatsache, dass die italienische Politik der letzten Jahre mit rabiatem Sparkurs etwas dafür getan hat. „Spitzenklasse“ im Musikleben des Landes zu schwächen oder abzubauen.

Weder Rom noch Mailand haben ein Symphonieorchester vorzuweisen, das jenen von Berlin, München, Dresden, Wien, Amsterdam oder London vergleichbar wäre, doch gab es mehrere gute Orchester des staatlichen Rundfunks **RAI**, verwandt jenen der **ARD-Rundfunkanstalten** – geblieben ist davon ein einziges. Subventionen, Institutionen, Chöre wurden abgebaut, Opernhäuser an den Rand bürokratischer Lähmung oder künstlerischer Bedeutungslosigkeit getrieben. Das Mailänder **Orchestra Verdi** wird vernachlässigt, „Spitzenmusiker“ Italiens sind mehr andernorts tätig als zuhause: **Abbado**, **Pollini**, **Muti**, **Chaillly**, **Luisi**, **Gatti**. Es gibt Ausnahmen: die Musikbiennale von Venedig, die Region um **Ferrara** und **Reggio Emilia**, das im Vorjahr gegründete neue Musikfestival der beiden Metropolen **Mailand** und **Turin**, genannt „MITO“.

Musikland Italien? Das **Teatro alla Scala** in Mailand ist eine der wenigen international noch beachteten Musikhochburgen des Landes. Und um die Philharmoniker der Scala kümmern sich zugegeben erstklassige Dirigenten: **Mehta**, **Barenboim**, **Boulez**, **Gardiner**, **Chaillly**. Immerhin zeigte das Ensemble in München mit einer fulminant gespielten Zugabe, **Verdis Ouverture** zu „Forza del destino“, dass **Kraft** und **Seele** noch nicht verloren sind. WOLFGANG SCHREIBER